

Arthur Schnitzler an Georg Brandes, 3. 5. 1900

Mein lieber und verehrter Herr Brandes,
schon vor einigen Tagen las ich in einer Zeitung, daß Sie sich wieder leidend befinden und in ein Sanatorium gegangen wären; aber nach dem ganzen Tun u auch nach der Schrift Ihres Briefes scheint mir, daß die Krankheit diesmal leichter auftritt als die ersten Male, und hoffentlich stehen Sie bald wieder auf und sind endlich ganz gesund. Es ist gewiß ein gutes Zeichen, wenn Recidive in abgeschwächter Form auftreten; ich wünsche von Herzen, daß es das letzte ist. – Sehr bedauert hab ich daß ich in Abbazia Ihren Abgabebrief fand nicht Sie selbst. Ich habe auf der dalmatinischen Reise meist schlechtes Wetter gehabt; nur in Ragusa zwei sonnige Tage; überdies gerieth ich anfangs in einen Balneologencongreß, dessen Mitglieder Schiffe und Hotels füllten, von denen ich auch manche persönlich kannte, es war ziemlich unangenehm. Unter solchen Halbbekannten sein ist die schlimmste Form – der Einsamkeit, nicht der Gefelligkeit. Von Abbazia aus, wo es ununterbrochen regnete, flüchtete ich bald nach Hause. Das schönste was ich mitbrachte, ist die Erinnerung an die Trümmer von Salona, ich kann gar nicht verstehen, warum man da nicht immer und immer weitergräbt; die Erde wegkratzen und die Vergangenheit finden – wie kommt es, daß darüber noch keiner wahnfinig geworden ist? –

Auch die albernsten Angriffe gegen Sie wegen Ihrer Budapester Einleitung habe ich gelesen. Es ist ja wirklich gar nicht ernsthaft darüber zu reden. Und doch scheint es, kann man die Empfindlichkeit gegenüber dem dümmsten, wenn es nur einmal gedruckt ist, nicht ganz verlieren. Ich erinnere mich, wie ich seinerzeit mit einigem Staunen im Briefwechsel von Goethe und Schiller Denkmäler ihres Aergers über die wichtigsten Scribenten antraf. Seither staune ich aber nicht mehr, wenn ich sehe, wie sich zuweilen die Klügsten über die Thörichtesten ärgern. Die Philosophie hilft wohl gegen die Todesangst, aber nicht gegen Flohstiche.

Daß Sie auch mir für Wien danken, ist zu liebenswürdig; ich fühle, daß ich Ihnen, besonders diesmal, nicht viel sein konnte. Im Anfang waren diese langweiligen Zahngeschichten; und dann liegen die Schatten von jenem traurigen Ereignis oft, und nun gar in diesen Frühlingstagen schwer auf meiner Seele. Dazu kommen noch mancherlei zum Theil nervöse Dinge (aber nur zum Theil), über die ich nicht gern rede, hauptsächlich ein quälendes Ohrenfaulen, an dem ich nun seit drei einhalb Jahren ununterbrochen leide, mit beginnender Verschlechterung des Gehörs – das macht mich natürlich auch nicht viel froher. Immerhin arbeite ich seit einiger Zeit mehr als je und mit einer Empfindung – wenigstens zuweilen – von innerer Fülle wie niemals früher. Ich bin jetzt daran eine Novelle zu dictiren, die vor ein paar Wochen beendet wurde, schreibe jetzt einige kleinere und möchte im Sommer eine Komödie schreiben. Der Schleier der BEATRICE wird wahrscheinlich im ^{ASommer}Herbst^V an der Burg aufgeführt; wo ich aber mit den neuen Sachen hin soll die ich im Kopf habe weiß ich nicht recht. Es wird nemlich kaum möglich sein in der nächsten Zeit etwas wienerisches zu schreiben, in das nicht die antifemitische Frage hineinspielt – und meine Art darüber zu den-

ken wird weder den Christen noch den Juden recht fein. – Das neue Buch von BOURGET keñ ich nicht, habe schon lange nicht von ihm gelesen; auch das Reife-
 45 werk von LANCKORONSKY ist mir noch unbekannt. Ich lese jetzt – denken Sie! zum
 ersten Mal – weñ ich von einer Jugendbearbeitung abfehe – den DON QUIXOTE;
 dañ ein vorzügliches Buch über DANTE von FEDERN, demselben, der den EMERSON
 trefflich übersetzt hat. GIBBON begleitet mich bereits längere Zeit.

Seit das Wetter schön ist, radl ich auch manchmal aufs Land, und für den Som-
 50 mer hab ich größere Touren auf dem Rad vor. Vielleicht entschließen Sie sich
 einmal, in der heißen Zeit ins Gebirge zu gehen; ich habe mich schon darauf
 gefreut, einmal mit Ihnen im Freien zu sein, außerhalb von Stadt und Mauern
 herumzuspazieren. Vielleicht läßt es sich gar machen, dñs Sie, Goldmann und Beer
 Hofmañ u ich irgendwo zusammentreffen, fern von allen Zeitungen – und am
 55 Ende auch von aller »Literatur«. –

Jedenfalls hoff ich Sie sagen mir bald wieder ein Wort, wies Ihnen geht. Es ist eine
 meiner wirklichen Freuden, daß Sie meiner mit Sympathie gedenken. Ich grüße
 Sie herzlich.

Ihr

Arthur Schnitzler

Wien, 3. 5. 900.

- ☞ Kopenhagen, Det Kongelige Bibliotek, Georg Brandes Arkiv, box 125.
 Brief, 3 Blätter, 10 Seiten
 Handschrift: schwarze Tinte, deutsche Kurrent
 Ordnung: auf der ersten Seite von unbekannter Hand mit Bleistift numme-
 riert: »20. SCHNITZLER« und datiert: »3/5 00«, die Datierung jeweils auf den
 ersten Seiten der weiteren Blätter mit Bleistift wiederholt, diesmal in Ver-
 bindung mit einem vorangestellten »?«
- ☞ 1) Georg Brandes, Arthur Schnitzler: *Ein Briefwechsel*. Hg. Kurt Bergel. Bern:
 Francke 1956, S. 81–83. 2) Arthur Schnitzler: *Briefe 1875–1912*. Hg. Therese
 Nickl und Heinrich Schnitzler. Frankfurt am Main: S. Fischer 1981, S. 382–
 384.
- 2–3 *leidend ... Sanatorium*] Vermutlich bezieht er sich auf diese Meldung:
 [O. V.: *Personal-Nachrichten*. [Dr. Georg Brandes]. In: *Neue Freie Presse*,
 Nr. 12811, 24. 4. 1900, S. 6: »Dr. Georg Brandes, dessen rheumatisches
 Leiden wieder heftiger aufgetreten ist, hat sich, um eine so sachverständi-
 ge und sorgfältige Behandlung als möglich zu finden, in das Commune-
 Hospital in Kopenhagen begeben. Sein Zustand gibt nicht zu Besorgnissen
 Anlaß.«
- 6 *Recidive*] Rückfall
- 10 *Balneologen*] Balneologie: die Lehre von den Heilbädern.
- 19 *Budapester Einleitung*] Möglicherweise bezieht sich Schnitzler auf diese
 Meldung: [O. V.: *Ein recht ungezogener Mensch*. In: *Arbeiter-Zeitung*, Nr. 103,
 15. 4. 1900, S. 6–7, hier S. 6: »Ein recht ungezogener Mensch scheint Herr
 Georg Brandes, der dänische Literaturkritiker, zu sein. Er hielt am letzten
 des vorigen Monats in einem Budapester Klub einen Vortrag über Ibsen. Da
 Herr Brandes nicht ungarisch spricht, die Budapester aber wenig dänisch
 verstehen, so sprach Herr Brandes – natürlich deutsch. Er begann nun
 seine Rede mit folgenden Worten: »Meine Damen und Herren! Die Sprache,
 in der ich zu ihnen rede, ist nicht die ihrige, und sie ist auch nicht die meine.
 Ich gestehe, daß ich die deutsche Sprache nicht sehr liebe; wie

ich weiß, ist sie auch bei ihnen nicht sehr beliebt. Allein dieses einmal muß ich mich ihrer dennoch bedienen, denn schließlich ist es doch die Hauptsache, daß wir einander verstehen. Ich habe das Deutsche erst in meinem 30. Lebensjahr gelernt, und obwohl ich es vollkommen beherrsche, so ist doch meine Aussprache mangelhaft. Deshalb ist es keine Phrase, wenn ich um Nachsicht bitte. Man braucht nicht viel Worte zu machen, um zu sagen, was das ist, dessen sich Herr Brandes hier schuldig gemacht hat: eine Unanständigkeit. Niemand hat weniger Anlaß, über das deutsche Volk Klage zu führen, wie Herr Brandes, der in deutschen Schriftstellerkreisen stets mit der größten Unbefangenheit und mit warmem Wohlwollen aufgenommen worden ist. Es ist also eine Unziemlichkeit sehr arger Art, wenn Herr Brandes, der kurz vorher in Wien der deutschen Sprache so große Komplimente gemacht hat, den deutschfresserischen Instinkten der Budapester Clique so niedrige Konzessionen bereitet.«

QUELLE: Arthur Schnitzler an Georg Brandes, 3. 5. 1900. Herausgegeben von Martin Anton Müller und Gerd-Hermann Susen. In: *Arthur Schnitzler: Briefwechsel mit Autorinnen und Autoren*. Digitale Ausgabe. Austrian Centre for Digital Humanities and Cultural Heritage, <https://schnitzler-briefe.acdh.oeaw.ac.at/L01034.html> (Stand 12. August 2022)